Der Erzähler.

MINNESOTA HISTORICAL SOCIETY.

Beilage zum

„Fortschritt", New Ulm, Minnesota.

Um der Frau willen.

Historische Novellette von Anna Guevtow.

Welch' lachender Frühling! — Mit Knospen, Blüthen und Laub überschüttet, stand die Erde reizvoll in ihrem bräutlichen Schmuck, und es sah aus, als könnten sich auf den paradiesischen Fluren Oberitaliens die Menschen nur zusammenfinden, um fröhlich zu scherzen, zu tanzen, zu lachen und sich zu vergnügen. Und doch fand sich, mitten hineingestellt in dies Eden als trauriges Zeichen der Vergänglichkeit, hier ein Haus, dessen Gebälk verkohlt, geschwärzt und herabgestürzt war, dort ein Edelsitz, der von seinen Bewohnern in wilder Flucht verlassen worden, und wieder an anderer Stelle ein Dorf, dessen Bewohner muthlos und verzagt, gesenkten Hauptes einherschlichen. Und das im wonnigsten Monat, im Mai, in dem sonst die jungen Burschen und Mädchen sich mit Blumen und Bändern schmückten, einen Reigen schlossen, die Alten vergnügt in die warme Sonne blinzelten, und heller Jubel, stille Freude allerorten herrschten. In Oberitalien war der Aufstand gegen die Franzosen ausgebrochen, die das Land aussogen, es schwer bedrückten, ihrem Leichtsinn den Frauen und Mädchen gegenüber die Zügel schließen ließen, und anstatt dies einzusehen und zu rügen, war Napoleon der Erste gekommen, die Empörer zu unterwerfen, sie zu züchtigen und dafür zu strafen, daß sie ihre Menschenrechte wahren und sie vertheidigen wollten gegen die Angehörigen einer fremden Nation.

Oh, wie die Italiener den kleinen Advokatensohn, den simplen Korsikaner haßten, wie sie die braunen, sehnigen Finger ineinander schlangen und Feuer vom Himmel auf das Haupt des allzeit siegreichen Mannes herabwünschten! Nicht Alle aber dachten so wie die breiten Schichten des Volkes, es gab auch Andere, die, geblendet vom Glanze des aufgehenden Gestirns, um die Gunst, die Freundschaft des Unterdrückers buhlten, und selbst unter den Volksrepräsentanten befand sich einer, der Napoleon mit Artigkeiten überschüttete, an Zuvorkommenheit sich selbst übertraf und ihn aufforderte, sein Haus ganz so zu betrachten, als habe er in demselben zu herrschen und zu regieren. Der künftige Kaiser der Franzosen war damals ein noch junger, feuriger Mann, und er kam dem Angebot des Italieners um so lieber nach, als er den Hausherrn als einen interessanten Erzähler kannte, dem der glühende Wein des Landes die Zunge zu lösen verstand, und als er wußte, daß die Gattin desselben eine der schönsten Frauen war, die ihm je auf seinem Lebenspfade begegnet.

Napoleon verbrachte sehr unterhaltende, glückliche Tage in dem Hause des Mannes und suchte sich daher auch durch jede Aufmerksamkeit, die in seiner Macht stand, dankbar zu bezeigen.

Es war an einem köstlichen Frühlingstage, als er im Geleit der Dame des Hauses in die blumengeschmückte, duftende Natur hinauswanderte, und als es ihn wie ein Rausch umwandelte, der Frau an seiner Seite einen Begriff von seinem Ansehen, seiner Machtstellung zu geben. Er lenkte mit bewußter Absicht den Schritt den Reihen seiner Soldaten zu, die in der Umgegend des Col di Tendor lagen, und gebrauchte den Vorwand, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und seine Truppen inspiziren zu wollen.

Brausender Jubel empfing den General, wo er sich nur zeigte, und in den Augen seiner Begleiterin sah er die glühende Bewunderung aufflammen, die sie für ihn, den jugendlichen Feldherrn empfand. Wie überwältigt von der Begeisterung seiner Gefährtin, dem Hochgefühl seiner Errungenschaften, seines eigenen Ichs, und um der Frau des Volksrepräsentanten ein volles Bild seiner Machtstellung zu geben, befahl er einen Vorpostenangriff und entrollte dadurch das Schauspiel eines Krieges im Kleinen.

Trauriger Frühlingstag, an dem, einer schönen, koketten Frau zu Gefallen, ein Gefecht vom Zaun gebrochen wurde, das Menschenleben kostete, trotzdem es klar am Tage lag, daß kein Ergebniß erzielt werden konnte! Trauriger Tag, an dem der Geist des Menschen sich in Ueberhebung und Anmaßung gefiel! Der Rauch der Geschütze verzog sich, klar lagen die grün belaubten Höhen und Thäler, golden schien die lachende Frühlingssonne, der Boden aber dampfte von Blut, und Napoleon und seine Begleiterin hoben sich wie dunkle Schatten von dem weißlich-grauen Felsen ab, an den sie sich lehnten.

Jahre waren vergangen und hatten aus dem Advokatensohn auf Korsika den Kaiser der Franzosen gemacht, hatten jene Prophezeihung glänzend zur Wahrheit werden lassen, die man seiner Mutter ausgesprochen, als sie das Kind, aus der Messe kommend und nicht mehr im Stande, ihr Schlafgemach zu erreichen, auf einem alten Teppich mit großen Figuren der Helden der Iliade geboren. Zu Ehren und Würden war er emporgestiegen, wie vor ihm kaum ein zweiter Sterblicher und im Purpur, als Träger der Kaiserkrone sah er die Dame wieder, die ihm ihre Bewunderung, ihre Gunst geschenkt, als er damals nur der Befehlshaber der Artillerie gewesen.

In Rosen lag ganz Nizza gebettet. Sie schlangen sich wie eine duftende Kette an den Chausseen entlang, sie erfüllten die Gärten mit ihrem berauschenden Dufte, kletterten an den Balkonen der Häuser empor und schmückten das dunkle lockige Haar der Italienerinnen.

Am Quai sammelte sich die elegante Welt zu Fuß und zu Wagen, hier hörte man die Musik aus den öffentlichen Cafes, jagten die Reiter auf ihren Rossen vorüber, hier tauschte man Grüße, Winke, ehrerbietige Verbeugungen und heitere Verabredungen. Im Lande des ewig blauen Himmels, des strahlendsten Sonnenscheins konnte es ja nur fröhliche Gesichter geben, durfte sich ja gar kein Elend zeigen und einen Mißton in die strahlende Gegenwart verpflanzen. Und doch gab es da an einer Stelle des Quais einen einfachen, mit grauer Leinwand bezogenen Stuhl, auf dem eine Frauengestalt in dürftiger, abgetragener Kleidung, eine Frau mit hektisch rothen Wangen und einer mühsam arbeitenden Brust ruhte und von der linden Luft Nutzen für ihre kranken Lungen zu ziehen suchte.

Das war ein häßlicher Anblick, der die Meisten den Kopf wenden und rasch vorüberschreiten ließ, ein Manöver, das der Frau jedesmal ein bitteres, ein ironisches Lächeln auf die bläulich-weißen Lippen zwang.

Was hatten Zeit und Unglück doch aus ihr, der gefeierten Frau des Volksrepräsentanten, gemacht! So viel war sie einst bewundert, so viel ausgezeichnet worden, ihrer Schönheit, ihrer Grazie hatte man gehuldigt, selbst der Kaiser der Franzosen, Napoleon, der jetzt in Nizza weilen sollte, der Welteneroberer, hatte sich dadurch besiegt erklärt, und nun? Weitaus schauten ihre Augen auf das glitzernde Meer, in das sich die Abendsonne mit ihren feurigen Gluthen versenkte, und plötzlich schlang sich die mageren Finger fest in einander. „Blut!" hauchte sie mit zitternden, farblosen Lippen, und jener andere Frühlingstag trat vor ihre Seele, an dem der französische Feldherr um ihretwillen ein Gefecht heraufbeschworen, an dem um ihretwillen Blut vergossen worden war.

Die Schatten des Abends krochen gespenstisch heran, und schaudernd wandte die Frau sich um, um von ihrer Bedienung heimgebracht zu werden. Das Mädchen aber war verschwunden, weitab im Gespräche mit einem jungen, bärtigen Stadtsoldaten, und die Frau gab sich darein, wie sie es seit dem Tode ihres Mannes, seit dem Rückgang ihres Vermögens gelernt.

Am Quai entlang promenirte, nur mit einem Begleiter, ein noch junger, untersetzter, kühn und energisch blickender Mann dessen scharfem Auge nichts zu entgehen schien. Er sah auch die leidend aussehende Gestalt, die zusammengesunken im Feldstuhl ruhte, und plötzlich blieb er stehen, trat verwundert einen Schritt näher und fragte, wie im höchsten Erstaunen: „Sie hier, Madame?"

Die Abendglocken läuteten und verklangen, Napoleon stand noch immer zur Seite der Frau, auf deren Bevorzugung er dereinst stolz gewesen, und die jetzt des Erbarmens so benöthigt war. „Sagen Sie, Madame, was ich für Sie thun kann, all Ihre Wünsche sind im Voraus erfüllt!" betheuerte er, sich beim Abschied niederbeugend. Und sie legte die fieberheiße Hand in die seine und hauchte: „Wenn ich die Gnade, Sire, nur durch etwas zu vergelten wüßte!"

„Nicht Sie haben zu vergelten, Madame, an mir ist die Reihe," sagte der der Kaiser rasch, „ich war damals noch sehr jung, als ich in Ihrem Hause war, jung, glücklich und stolz auf die kleinen Erfolge, die ich bei der reizendsten, liebenswürdigsten Frau des Jahrhunderts hatte."

Die bleiche Frau erröthete tief vor Freude und ihre Blicke hafteten mit derselben Bewunderung wie vor Jahren an dem Manne, der vor ihr stand. „Ich fing damals eine Gabe für Sie an, Sire, eine einfache kleine Arbeit, ein Kissen mit einem Lorbeerkranz, das ich vollendet, Ihnen dann aber nie zu senden gewagt, — wenn ich es jetzt dürfte!"

Napoleon blickte auf die Leidende an seiner Seite, und sehr leise sagte er: „Es soll mich freuen, das Kissen, wenn ich einmal in Ihrem neuen Heim, das Sie von morgen an beziehen, zu Gaste sein werde, persönlich von Ihnen in Empfang zu nehmen."

* * *

Auf St. Helena hauste der einsame, verlassene, gestürzte Mann, der sein ganzes Leben hindurch Kanonenschüssen getrotzt hatte, und der nun von den Stecknadelstichen seiner Feinde gequält, gefoltert und verwundet wurde. Dazu wüthete die Krankheit in seinem Innern und ließ ihn leiden, wenn er in seinen vier Wänden war, ließ ihn leiden, wenn er sich zu dem Ritte rüstete, der ihm eine halbe Stunde im Umkreis seiner Wohnung gestattet war. Das genügte, um Ueberhebung und Hochmuth brachzulegen, das war genug, um das Leben etwas anders anzusehen, als wohl vordem in jungen Jahren als Befehlshaber der Artillerie oder späterhin auf dem Throne Frankreichs, im Vollbesitze der Macht, einer ganzen Welt Gesetze diktiren zu können.

Vor dem entthronten Napoleon, der auf der kleinen Insel sein Leben beschließen sollte, lagen große Stoße Papieres, auf die er seine Geschichte niederschrieb, und er war eben bis zu jener Zeit gekommen, wo er in Oberitalien den Aufstand dämpfte, als ihm die Briefschaften und Postsendungen zugestellt wurden, die für ihn eingegangen waren. Mit einiger Neugier betrachtete er ein ziemlich umfangreiches Packet, das sich darunter befand, und ungeduldig folgte er der Hand seines Kammerdieners, der den Bindfaden, der darum lag, löste und die Nähte der Leinwand auseinandertrennte, die das Packet umschloß.

Ein Kissen kam daraus zum Vorschein, auf dessen Seidengaze ein Lorbeerkranz prangte, und an dem, mit einer Stecknadel befestigt, ein kleiner Zettel sichtbar wurde.

„Von meinem Sterbebett aus schicke ich meinem Kaiser und gnädigen Freunde eine Arbeit, die ich vor Jahren für ihn gefertigt. Lorbeeren stickte ich, die sich, Gott sei es geklagt, in Dornen wandelten, der Geist der Demuth —"

Hier schien die Verfasserin des Briefes von ihren Kräften verlassen worden zu sein; Napoleon aber, der finster auf das Kissen geblickt, ließ es gleichwohl auf dem Stuhle an seiner Seite liegen, und von Zeit zu Zeit darauf hinschauend, schrieb er in sein Memorial:

„Ihr sollt gleich hören, wie ich meine Gewalt mißbrauchte, wie ich, hochmüthigen, stolzen Herzens, zu handeln wagte, und wovon das Schicksal von Menschen abhängen kann, denn ich will mich nicht besser machen, als ich bin!"

Es folgte dann jene Episode in Ober-Italien, die den jungen Befehlshaber der Artillerie, Napoleon, dereinst veranlaßt, um der schönen Augen einer Frau willen einen Kampf heraufzubeschwören, Menschenleben zu opfern; und noch einmal schrieb er zum Schlusse ein Wort, als ob der Geist der Demuth, den die sterbende Freundin jener Tage heraufbeschworen, wirklich über ihn gekommen: „Denn ich will mich nicht besser machen, als ich bin!"

Der Alkalder mit den abgeschnittenen Ohren,

Im Jahre 1550, fünf Jahre nachdem Potosi, die hochgelegene bolivianische Minenstadt (Südamerika), gegründet worden war, führte daselbst Diego de Esquivel als Alkalde (ungefähr wie Schultheiß) ein strenges willkürliches Regiment. Dieser habsüchtige, launenhafte Herr, dem man nachsagte, daß er es für reichen Lohn mit dem Rechte nicht genau nehme, hatte sein Herz an eine junge Dame verloren. Die Auserkorene seines Herzens fühlte aber nicht für ihn, sondern liebte Cristobal de Aguero, einen jungen Offizier, der dem Alkalden zuvorgekommen war und sich dadurch seinen bitteren Haß zugezogen hatte.

Eines Abends entspann sich ein arger Streit in einer der zahlreichen Spielhöhlen, die sich in der Stadt Quintu Mayu aufgethan hatten. Ein furchtbarer Lärm entstand, ein wildes Schreien, untermischt mit vielen Flüchen, erhob sich, die Wache erschien und mit ihr der Alkalde Diego de Esquivel in feierlier Amtstracht. Rasch stob die Gesellschaft auseinander, nur zwei Spieler blieben in der Gewalt der Häscher, die im Stillen die Flucht der Uebungen begünstigt hatten. Am folgenden Tage, beim Verhör erkannte der Alkalde mit boshafter Schadenfreude, daß ihm Christobal de Aguero, sein Nebenbuhler, in's Garn gelaufen war. Lakonisch sprach der Gestrenge den beiden Gefangenen das Urtheil: „Hundert Pesos Strafe oder fünfzig Hiebe!" Der Gefährte Cristobals mußte die Summe auzutreiben. Cristobal selbst aber erklärte sich außer Stande zur Zahlung. Als darauf der Richter Anstalten für die Züchtigung treffen ließ, wies der Gefangene auf seine adelige Geburt und den hohen Rang seines Vaters hin, die durch eine so gemeine Strafe geschändet würden. Doch vergeblich; endlich erklärte der Soldat in zorniger Wallung: „Wenn Ihr diese feige Strafe vollziehen laßt, so schwöre ich, mich an Euren Ohren zu rächen." Der Alkalde achtete der Drohung nicht: unter Lachen gab er den Befehl, dem Offizier fünfzig vollwichtige Hiebe aufzuzählen. Ohne einen Klagelaut auszustoßen, ließ Cristobal die Schläge über sich ergehen. Beim Abschiede aber rief er dem Schergen, der ihn gezüchtigt hatte, mit lauter Stimme zu: „Sage dem Alkalden, von heute ab gehören seine Ohren mir, ich leihe sie ihm noch ein Jahr, er möge sie als meinen theuersten Schatz hüten."

Am folgenden Tage erschien Cristobal vor seinem Regimentskommandeur und bat um seine Entlassung. „Der König," erklärte er, „braucht Männer von Ehre, und die habe ich verloren." Vergebens suchte der Oberst seine Bedenken zu zerstreuen, er mußte den schwergekränkten jungen Mann verabschieden. Der Vorgang war indeß geheim geblieben, denn der Alkalde hatte streng verboten, etwas über die verhängte Strafe verlauten zu lassen. So vergingen drei Monate, als Don Diego nach Lima berufen wurde, um eine Erbschaft anzutreten. Am Vorabende seiner Reise, als er einen Spaziergang vor den Thoren Potosis machte, trat ein Verlarvter zu ihm mit den Worten: „Morgen verreist Ihr, Herr Bürgermeister?"

„Was geht es Dich an, Unverschämter!" erwiderte der Angeredete.

„Sehr viel," entgegnete die Maske; „denn ich habe auf Eure Ohren Acht zu geben" und verlor sich in eine Gasse, indem sie den Alkalden in unbequemen Ahnungen zurückließ. In aller Frühe machte sich am folgenden Tag Don Diego nach Lima über Cuzco auf den Weg. Nach seiner Ankunft in der alten Residenz der Inkas suchte er einen Freund auf, als er aber um eine Ecke bog, legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter. Ueberrascht kehrte sich Don Diego um und erkannte zu seiner noch größeren Ueberraschung Cristobal. „Erschreckt nicht," rief der verhaßte Nebenbuhler, „zu meiner Beruhigung sehe ich, daß Eure Ohren noch auf dem richtigen Fleck sitzen." In tiefer Bestürzung ließ er den Alkalden stehen. Dieselbe Szene weiderholte sich in Ayarucho. Endlich erreichte der Alkalde in unbehaglicher Stimmung die Hauptstadt von Peru. Wiederum stieß er bei seinem ersten Ausgang auf seinen Verfolger, der einen stummen, aber beredten Blick auf seine Ohren warf. Auf allen Wegen und Stegen wußte Cristobal den Alkalden zu treffen; es gab keine Mittel, ihm auszuweichen. Don Diego war allmälig in immer größere Aufregung gerathen und zitterte bei dem kleinsten Geräusch wie Espenlaub. Weder sein Reichthum, noch die Ehren, die ihm die höchsten Gesellschaftskreise erwiesen, vermochte seine Furcht einzuschläfern: das Bild seines schrecklichen Feindes schwand zu keiner Stunde, weder bei Tage, noch bei Nacht, aus seinen Gedanken.

So kam endlich der Jahrestag der Prügelszene heran. Don Diego ließ die Thüren seiner Wohnung fest verschließen und bewachen. Im Gefühle seiner Sicherheit begann er Urkunden durchzusehen und Briefe zu schreiben. Aber plötzlich flog sein Fenster auf— und eine Gestalt schwang sich in sein Gemach. Sprachlos vor Entsetzen wurde der Arme auf seinem Stuhle festgebunden und durch einen Knebel am Schreien verhindert. Dann erklärte der Eindringling: „Herr Alkalde, heute ist das Jahr um; ich bin gekommen, um Eure Ohren zu holen!" Schnell zog er ein scharfes Messer hervor und schnitt mit raschem Griff die Ohren des Alkalden ab.

Der Vicekönig setzte eine Belohnung auf die Ergreifung des kecken Jünglings, allein Cristobal entkam glücklich nach Spanien. Dort suchte er um eine Audienz bei Kaiser Karl dem Fünften nach, erhielt sie und machte den Kaiser zum Richter seiner Sache. Er erlangte nicht nur Verzeihung, sondern auch noch als Genugthuung eine Hauptmannsstelle in einem Regiment, das nach Mexiko ging. Aber Don Diego überlebte die ihm angethane Schmach nur einen Monat. Er starb weniger an den Folgen seiner Wunden, als an dem Fluche der Lächerlichkeit, „der Alkalde ohne Ohren" zu heißen.

Die kleine Republik Haiti,

welche in letzter Zeit wieder von sich reden macht, ist im vorigen Jahre von dem Reiseschriftsteller Dr. Paul Rümmer besucht worden, der von ihr folgende interessante Schilderung entwirft.:

Eines Morgens nach mehrtägiger Fahrt über das karibische Meer, kommt Haiti in Sicht. In einer feinen Linie, wie mit der Reißfeder gezeichnet, heben sich die Berge vom Himmel ab. Ich glaube beim ersten flüchtigen Blick aus meinem Cajütenfenster nur an eine Wolkenbildung, so zart, so fein umrissen steht die Gebirgskette am Horizonte. Aber allmählich gewinnt die Ferne Raum und Körperlichkeit. Deutlich treten die Berge hervor; unmittelbar vom Ufer steigen sie auf, mit Buschwerk und niedrigem Wald bewachsen. Nach einer Ortschaft oder auch nur einer Hütte spähen wir vergeblich mit unseren Fernröhren aus. Einen wüsten unwohnlichen Eindruck macht die Küste, und verräth nichts von der Fruchtbarkeit, die Haiti gleich der Schwester-Insel Cuba auszeichnen soll. Auch im Innern der Insel steigt Berg hinter Berg auf, soweit wir es nur überschauen können. „Wie sieht Haiti aus?" fragte einst George der Dritte von England einen seiner Admiräle. Der zerknüllte ein Stück Papier in der Hand und hielt es dem König hin mit den Worten: „Majestät, so sieht Haiti aus!"

Einige Stunden darauf treffen wir in Gonaives ein, einem kleinen Hafen der Neger-Republik. Die Stadt spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte von Haiti und wird von den schwarzen Republikanern die „Stadt der Unabhängigkeit" genannt. Hier versammelte am Neujahrstage 1803 der Neger-General Dessalines die Hauptführer der Revolution und ließ die Erklärung der Unabhängigkeit von Haiti beschwören. „Für immer von Frankreich los und lieber sterben als in Knechtschaft leben!" lauteten die stolzen Schlußworte der Erklärung, die dem Lande Haiti die Freiheit gab . . . Aber man sieht heute Gonaives seine geschichtliche und nationale Bedeutung nicht an, wenigstens nicht von außen. Die Stadt der Unabhängigkeit ist ein kleiner armseliger Ort.

Nach einnächtiger Fahrt kommen wir in Kap Haiti an. Das eigentliche Kap ist eine scharfe Felsenspitze, die schroff in's Meer vorspringt; dahinter öffnet sich die Bucht mit der Rhede. Kap Haiti war einst, zur Zeit der französischen Herrschaft im vorigen Jahrhundert, die Hauptstadt des Landes, eine der reichsten und glänzendsten Städte in ganz Westindien. Hier strömte all der märchenhafte Reichthum zusammen, den die Tropen-Natur und der Schweiß der schwarzen Sklaven für die weißen Herren erzeugten. Dann aber brach, bald nach der großen Revolution im Mutterlande, auch auf Haiti der Aufstand los. Ueber ein Vierteljahrhundert verwüstete er die Insel, bis er schließlich mit dem Siege der Neger endete. Und nun erstand dem Lande Haiti, ebenso wie dem freien Frankreich, ein Napoleon — ein schwarzer Napoleon, der Neger Christoph, welcher als König Heinrich der Erste in Kap Haiti residirte. Das war ein groß angelegter, genialer Thatmensch, dessen Bild aber durch Züge blutdürstiger Grausamkeit zur Grimasse des Tyrannen verzerrt wird. Das finstere Fort dort auf der fernen Bergspitze ist sein Werk — nicht weniger als 8000 Menschenleben soll der Bau gekostet haben. Seine schwarze Majestät pflegte nämlich zur Aufmunterung des Arbeitseifers seiner faulen Unterthanen, von Zeit zu Zeit jeden zehnten Mann erschießen zu lassen. Nach König Heinrich's Ende, der während eines Aufstandes von seinen Truppen verlassen, sich selbst den Tod gab, wurde Haiti zur Republik erklärt, und nun ging es schnell bergab mit Kap Haiti wie mit dem ganzen Lande. Was von dem alten Glanze der Stadt noch dem Verfall trotzte, wurde am 7. Mai 1842, gerade während auf der anderen Seite der Erdkugel der große Hamburger Brand loderte, durch ein furchtbares Erdbeben zerstört. Innerhalb weniger Sekunden war die alte glänzende Stadt ein wüster Trümmerhaufen, aus dem die Flammen auf[illegible] und zwei Drittel der ganzen Einwohnerschaft fanden unter Trümmern und Flammen ihren Tod. — —

Ja, das muß eine reiche, prächtige Stadt gewesen sein! Davon erzählen die Trümmer, gewaltiges Mauerwerk, wie für die Ewigkeit gebaut und doch innerhalb weniger Sekunden zerstört. — Lange hat die traurige Kirchenruine mich festgehalten. Hier vertraut mir mein Führer, ein alter, weißbärtiger Neger, mit geheimnißvollem Flüstern an: Die Herrschaft des Christengottes ist vorüber, und aus der alten afrikanischen Heimath ist der große Vaudoux, der Gott der Neger, wiedergekommen. In Kap Haiti wohnt sein erster Priester (der „Papa de Loi", wie der Alte ihn in seinem kreolischen Französisch nennt), des Nachts kommt man heimlich in den Wäldern zusammen, und dem großen Vaudoux werden auch wieder Menschen geopfert. „Aber ich bin dabei ein guter Christ geblieben — man muß es mit keinem Gott verderben!" setzte der Alte mit schlauem Lächeln hinzu und macht fromm das Zeichen des Kreuzes. . . .

Ja, der große Vaudoux ist wiedergekommen! Der wilde Geist der Wildniß, der Urwälder, der freien ungebändigten Natur! Auf den Ruinen von Kap Haiti weht sein grünes Banner, und in den Seelen der Neger thront er in alter finsterer Herrlichkeit! Nicht gar lange, und der große Vaudoux wird auch über die letzten Reste von Kultur in der schwarzen Republik gesiegt haben! Arme, arme Freiheit! . . .

— Ein auch für weitere Kreise interessanter Bienenprocez fand vor dem Landgericht in Mannheim seine vorläufige Erledigung. Es handelte sich um eine für die Imker sehr wichtige Frage. Angestrengt wurde die Klage von der Firma Karl Freudenberg in Weinheim gegen eine größere Anzahl dort ansässiger Bienenzüchter. Die Firma behauptet, daß die Bienen der Züchter ihr auf den Tafeläckern zum Trocknen ausgelegtes Glanzleder verunreinigten, und beantragte beim Gericht, daß die Bienenzüchter ihre Bienenstöcke mindestens 2 Meilen von der Fabrik entfernt aufstellen müssen und außerdem der Firma für ihren bisher erlittenen Schaden 8000 M. zahlen sollen. Der Vertreter der Firma führte aus, daß sich seine Klientin nur schwer entschlossen habe, den gerichtlichen Weg zu beschreiten, jedoch habe sie schließlich kein anderes Mittel mehr gewußt, um Abhülfe zu schaffen; die Firma Freudenberg erleide durch die Beschmutzung ihres Leders jährlich einen großen Schaden. Die Beklagten erklärten, daß es 1. durchaus nicht erwiesen sei, ob die Bienen das Leder beschmutzten, 2. sei die Bienenzucht nothwendig zur Obstbaumzucht, da die Bienen die Bäume befruchten. Wenn die Firma Freudenberg den Proceß gewinne, so werden zahlreiche andere Fabriken ihr Beispiel nachahmen und die Bienenzucht sowie die Obstbaumzucht in Baden großen Schaden erleiden. Der Obstbau sei früher in Weinheim gewesen, als die Freudenberg'sche Fabrik und deshalb nicht verpflichtet, vor ihr den Platz zu räumen. Die Klage wurde abgewiesen.

— Eine heitere Geschichte, die unglaublich klingt, aber doch den Vorzug haben soll, wahr zu sein, wird der „Hildesheimer Allg. Ztg." von zuverlässiger Seite berichtet. Ein Oekonom aus Sarstedt, der, um einem Ackerstück mehr Stickstoff zuzuführen, dieses mit Seradella besäen will, beauftragte einen nach Hildesheim fahrenden Fuhrmann, ihm von dort 20 Pfund Seradella mitzubringen. Der Fuhrmann kehrt zurück, meldet dem Oekonom, daß er den Auftrag vollführt und das Mitgebrachte auf dem Hausflur unter die Treppe gestellt habe. Anderen Tages beauftragt der Oekonom seinen Schäfer, die Besäung des Ackers mit dem von dem Fuhrmann aus Hildesheim Mitgebrachten, das unter der Treppe stehe, vorzunehmen. Der Schäfer nimmt das Faß und zieht damit von dannen. Kopfschüttelnd sieht er sich den Inhalt des Fäßchens an, führt aber doch, zweifelnd an dem neuen Düngemittel, seinen Auftrag aus und besäet das Ackerstück. Dann zieht er heim, geht hin zu seinem Herrn und zeigt ihm von dem neuen Düngemittel noch einen ganz kleinen Rest vor mit dem Hinweis, daß er sich davon doch eigentlich keinen Erfolg versprechen könne. Nun sieht sich auch der Herr das Düngemittel an und bricht in ein lautes Lachen aus: der Fuhrmann hatte anscheinend den Auftrag falsch verstanden und statt Seradella — Sardellen gebracht. Wie weiter berichtet wird, hat dies neue theure Düngmittel nicht lange auf dem Acker gelegen, denn die Sache ist sofort ruchbar geworden und verschiedene Arbeiter hatten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als nach dem Ackerstück zu eilen, die Sardellen aufzulesen, sie zu Hause abzuwaschen und zu verspeisen. Dieser Spaß hat dem Oekonomen 41 Mark gekostet!